

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kracauer, Siegfried
Werke in neun Bänden

Band 5: Essays, Feuilletons, Rezensionen
Herausgegeben von Inka Mülder-Bach In vier Teilbänden

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58345-6

SV

Siegfried Kracauer

Werke

Herausgegeben von Inka Mülder-Bach
und Ingrid Belke

Band 5

Essay, Feuilletons, Rezensionen

Siegfried Kracauer

Essays, Feuilletons, Rezensionen

Band 5.4
1932-1965

Herausgegeben von
Inka Mülder-Bach

Unter Mitarbeit von
Sabine Biebl, Andrea Erwig, Vera Bachmann
und Stephanie Manske

Suhrkamp

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-518-58335-7 (Ln.)

ISBN 978-3-518-58345-6 (Kt.)

Inhaltsübersicht

1932	7
1933	331
1934-1965	499
Faksimiles	643
Anhang	
Inhaltsverzeichnis und Quellennachweise	651
Nachbemerkung und editorische Notiz	697
Verzeichnis der Siglen und Kurztitel	717
Verzeichnis der Faksimiles und Nachweise	719
Namenregister	721
Gesamtinhaltsübersicht	761

1932

622. »Er ist ein guter Junge«

Berliner Betrachtung

Das Stadtbild Berlins hat sich allmählich verändert, man merkt jetzt an allen Ecken und Enden die Krise. Auch Fremde, die es noch vor einem halben Jahr nicht wahrhaben wollten, daß das Berliner Oberflächenleben von dem Elend stark in Mitleidenschaft gezogen worden sei,¹ spüren heute auf den ersten Blick seine Verwandlung. Nicht nur die Großwohnungen sind geräumt, auch die Lokale füllen sich an den Werktagen nicht mehr recht. Das ehemalige Café Bauer Unter den Linden² ist seit einiger Zeit geschlossen. Die Straßen sind mit Bettlern übersät, ein ganzer Wald von Bettlern, der nur schwer passierbar ist, dringt in die Stadt ein und bedeckt den Asphalt. Studenten und besser gekleidete ältere Herren klingeln an den Haustüren, verkaufen Schnürsenkel und Streichhölzer oder bitten auch nur um eine Gabe. Und abends herrscht in Straßenzügen, die früher bis in die Nacht hinein belebt waren, eine merkwürdige, aufreizende Ruhe. Die Menschen verlaufen sich rasch, sie bleiben zu Hause oder stecken sonstwo. Es ist, als verkröchen sie sich wie Tiere, um allein zu sein mit der Not.

Hat sich das ganze Leben unserem wirklichen Zustand angepaßt? Teilweise ist es nicht nachgefolgt, sondern behauptet sich blind weiter fort. Reste vergangener Daseinsformen ragen, den Ereignissen zum Trotz, in unseren preisgegebenen Alltag hinein. Jetzt wäre es an der Zeit, sie zu durchschauen und zu erkennen, wieviel Gespenstisches sich noch immer an unsere Fersen heftet.

In einem bekannten Berliner Hotel fand jüngst die Schlußveranstaltung eines Tanzturniers statt, das von einem hiesigen Tanzklub arrangiert worden war. Durch Zufall in die Hotelhalle verschlagen, wurde ich Zeuge des festlichen Trubels. Die Herren im Frack, wartend, schwatzend und rauchend; die Damen im Hermelin oder Persianer und darunter die

großen Abendtoiletten; Pokale und andere Ehrengaben auf einem Galatisch, der mitten im Reiseverkehr der Diele stand; hinter weit geöffneten Türen die Spiegelreflexe und die gläserbeladenen Tische, an denen sich nach und nach die Gäste versammelten; dann Tanzmusik, Bruchstücke von Ansprachen, Beifall, Klirren, Lachen und jenes unbestimmte Gesumme, das fortgesetzte Ballgespräche erzeugen – es war ein Gesellschaftsbild, wie es strahlender nicht sein könnte. Ich beabsichtige nun keineswegs, in jener Art von Schwarzweiß-Malerei, die sich bei den Autoren sozialer Romane besonderer Beliebtheit erfreut, Szenen dieses höheren Glanzes zu schildern, sondern möchte nur eine bestimmte Erfahrung festhalten, die das herrschaftliche Ereignis mir aufdrängte. Wer einmal die Gelegenheit gehabt hat, alte Filme zu betrachten, dem wird schwerlich entgangen sein, wie verschollen sie wirken.³ Vor allem die gesellschaftlichen Vorgänge, um die sie sich eifrig bemühten, sind längst aus der Zeit zurückgetreten und haben nichts mehr mit uns zu schaffen. Bleiche Hemdbrüste und erstarrte Gebärden: ein einziger Modergeruch. So und nicht anders erschien mir auch diese Gesellschaft. Sie tauchte aus den Grüften auf wie ein Phantom, das zur Unzeit durch unser Leben geistert. Das waren nicht Menschen aus Fleisch und Blut, die in ihrer Pracht dahinwallten; das war die menschenlose Pracht selber, die hier umging, die Pracht vergangener Jahre, die sich nicht abwerfen lassen wollte. Die Herren hatten Filmgesichter, die Damen lächelten konventionell. Wären sie Marionetten im Glaskasten oder Schaufensterpuppen gewesen, so hätte der Auftritt noch Leben geatmet; aber wahrhaftig, sie lebten und glichen eben darum einem ungreifbaren Spuk. Erst auf der Straße draußen kam das Heute wieder zurück. Ein paar Taxichauffeure schimpften über die schlechten Zeiten, und zwei Hamburger Zimmerleute preßten durch ihr furchterregendes Äußeres den Passanten Almosen ab.

Vor kurzem sagte mir ein Franzose, den ich durch Berlin führte: »Ihr seid arm zwischen Palästen; wir haben unser Auskommen in armen Behausungen.« Diese Antithese, übertrieben wie alle solche Formulierungen, wurde bei der Betrachtung des riesigen Warenhauses in Neukölln geprägt, das eine Verkörperung wilhelminischen Geistes ist.⁴ Ein Gemisch aus Kathedrale und Festung, steigt der viereckige Bauklotz pathe-

tisch empor, klingt in zwei Türme aus, die abends wie Fanale über der Stadt leuchten, und was wird darin verkauft? Bedarfsartikel für kleine Leute und Proletarier. Schon in der Kaiserzeit hat es so angefangen. Ich denke an die Marmortreppen der Mietshäuser, die hinter den Haustüren unmittelbar ansetzen und vor aller Augen so steil und herrisch himmelan streben, als führten sie statt in Berliner Zimmer in den Himmel selber hinein. Man hat den Kurfürstendammbauten die Stuckornamente abgeschlagen,⁵ aber die Großmannssucht ist auch in der Republik geblieben. Ihr entstammen die vielen Fassadenarchitekturen, mit denen Berlin seit Jahren gefüllt wird: Hochhäuser, Bürohäuser usw., die alle nicht die geringste Beziehung zu menschlichen Dingen mehr unterhalten. So einfach sie sind, sie bringen es dennoch fertig, den Eindruck überlebensgroßer Monumentalität zu erwecken. Vermutlich rührt er daher, daß diese Gebäude sich so unüberlegt und rücksichtslos entfalten, als gäbe es niemals Wirtschaftskrisen, sondern immer nur Prosperität. Die horizontalen Glas- und Mauerbänder, aus denen sie gewöhnlich bestehen, wickeln sich wie laufende Bänder ab, die ununterbrochen Nahrung haben, und preisen rein durch ihr Dasein den Segen endloser Rationalisierung. Wir haben den Segen kennengelernt, aber die Häuser, die ich hier meine, wissen nichts von unseren Leiden, von unsrer Begrenztheit. Man hat das Herz in sie einzumauern vergessen. Leer und fühllos streichen ihre Fassaden hin, so abstrakt wie manche Betriebe und Organisationen, die dahinter untergebracht sind. Immer länger, immer höher ist ihre Parole. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß es nicht länger so geht. Dennoch dauern diese Gebäude ungerührt fort, Zeichen einer Gesinnung, die sich nicht ungestraft von den menschlichen Proportionen losgesagt hat. Wir sind arm geworden zwischen ihnen, und sie bekümmern sich nicht darum. Wer genauer hinblickt, wird indessen bemerken, daß sie, kaum aufgerichtet, schon abzunehmen beginnen. Sie enthüllen ihre Unwirklichkeit vor der Zeit, sie offenbaren heute bereits ihren erschreckenden Mangel an Inhalt. Während andere, gefülltere Architekturen langsam veralten und dann das Aussehen ehrwürdiger Ruinen erlangen, behaupten sie sich nur kraft physikalischer Gesetze und starren wie hohle Kartonbauten in die Großstadtluft. Die üblichen Gespenster kommen aus der Vergangenheit herauf; ihr gespenstisches Los ist es: nicht in die Vergangenheit eingehen zu können.

Das sind nur Beispiele für Restbestände, die unter uns wesen. Gerade Berlin ist ihrer voll, denn es hat seit langem ohne viel Skrupeln [sic] gelebt. Die Provinz ist auch darum der Hauptstadt oft genug gram. Nicht ganz zu Recht, wie mich dünkt, da ein mit schonungsloser Offenheit geführter Existenzkampf immer noch besser ist als einer, der unter der Maske des Wohlanstands genauso grausam vonstatten geht ...

Nun hat der Taumel einstweilen ein Ende. Großartige Bankportale sehen so traurig drein wie eine verlassene Schöne, Fabrikttore sind geschlossen, und ein Skandal nach dem andern füllt die Spalten der reichshauptstädtischen Presse. Der Schein hört auf, der Bodensatz steigt in die Höhe, die Wirklichkeit zeigt sich nackt. Sie ist häßlich, hart, klein. Und übrig bleibt nur, sich in sie zu schicken.

Ist das ein Anlaß zur Klage? Es könnte eine Chance sein, wenn wir damit wieder auf Grund stießen, wenn wir nicht mehr über unsere Verhältnisse und auf viel zu großem Fuß lebten, sondern das Leben den Verhältnissen anzupassen versuchten. Ich kann nur schwer ausdrücken, was ich meine, aber vielleicht ist es trotz unserer abgegriffenen Sprache möglich, mich verständlich zu machen. Gewiß ist die Not, in der wir uns heute befinden, zu einem guten Teil die Folge wirtschaftlicher und politischer Entwicklung[en], an denen wir selber keine Schuld tragen. Aber sie ist auch die Folge einer bestimmten Haltung, die sich bei uns, wer weiß, durch welche Umstände, hat einbürgern können. Wie diese Haltung sich in den bereits angedeuteten gespenstischen Phänomenen sichtbar darstellt, so tritt sie im Sklarek-Prozeß⁶ und in anderen Prozessen unverhüllt an den Tag. Sie führt zum Karrieristentum, zur Absage an zwischenmenschliche Verständigung, zur Erfolgsanbeteri und zu Betäubungsorgien; sie ist unmenschlich, mit einem Wort. Nachdem das durch sie bewirkte Unheil hie und da offenbar geworden ist, gälte es, sie zu liquidieren und mit den Zuständen auf menschliche Weise fertig zu werden. Auf menschliche Weise: meine Verlegenheit, sie zu kennzeichnen, ist nicht gering.

In einer jener Berliner Abendgesellschaften, die Prominente auf allen Gebieten zu vereinigen pflegen, unterhielt ich mich jüngst mit einer älteren Dame, der Frau eines angesehenen und ernsten, aber wenig erfolgreichen Schriftstellers, der ebenfalls anwesend war. Wir sprachen über den Grund seiner Erfolglosigkeit, die natürlich heute gleichbedeutend

mit materiellen Schwierigkeiten und Ablehnungen ist. Die Dame meinte nun, daß der eigentliche Grund in der Unabhängigkeit des Charakters und einem gewissen Substanzreichtum liege. »Substanz stößt ab«, sagte sie völlig unverbittert und streifte mit einem Blick die Gesellschaft. Das war gewiß in eigener Sache gesprochen, aber doch ein stichhaltiges Argument; denn es duldet keinen Zweifel, daß die Träger der Haltung, die viel zu lange triumphiert hat, substanzfeindlich sind. Einige Exemplare von ihnen waren in der Gesellschaft selber vorhanden, und es geht ihnen gar nicht schlecht. Dann sah die Dame zu ihrem Mann hin, der sich in einer Gruppe lebhaft unterhielt, und sagte mit einem freundlichen, keineswegs resignierten Lächeln: »Sehen Sie, wie er da sitzt und ohne jedes Mißtrauen redet. Er ist ein guter Junge! Und ich liebe ihn um seiner Erfolglosigkeit willen, liebe ihn gerade so, wie er ist.«

Vielleicht vermittelt dieser Ausspruch, der sich mir tief eingeprägt hat, eine Ahnung von der menschlichen Weise, an die ich hier denke. Jedenfalls hebt er die Unmenschlichkeit radikal aus den Angeln, in welcher Gestalt sie sich auch unter uns zeige. Und richtete sich das Leben nach ihm ein: das Elend wäre tragbar, die Armut erhielte Größe, und wir hätten endlich ein Fundament.

(FZ vom 1. 1. 1932)

1 Siehe »Unter der Oberfläche«, Nr. 576.

2 Das im Wiener Kaffeehausstil eingerichtete Berliner Café Bauer wurde 1877 von Mathias Bauer an der Ecke Unter den Linden/Friedrichstraße in einem nach Entwürfen von Wilhelm Böckmann und Hermann Ende umgebauten Gebäude eröffnet; es wurde 1924 an die Deutsche Gaststätten AG verkauft, renoviert und unter dem Namen Café Unter den Linden neu eröffnet; im Zweiten Weltkrieg wurde das Haus zerstört.

3 Siehe hierzu u. a. Kracauers Artikel »An der Grenze des Gestern. Zur Berliner Film- und Photoschau«, *Werke*, Bd. 6.3, Nr. 690.

4 Gemeint ist das Karstadt-Warenhaus am Herrmannplatz; siehe hierzu Nr. 472, Anm. 1.

5 Siehe Nr. 703.

6 Siehe Nr. 601 und 664.

623. Ein Stück Friedrichstraße

Gegen Mittag in der südlichen Friedrichstraße. Obwohl sich die Straße vom Belle-Alliance-Platz aus mit seinen verrußten, viel zu klein geratenen mythologischen Gruppen¹ schnurgerade bis zum Bahnhof Friedrichstraße hinzieht, spürt man doch in diesem Teil ihre Akkuratesses nur wenig. Sie ist hier eher verschlampt und steckt voller kleiner, ärmlischer Lädchen, die einen durchaus provisorischen Eindruck machen. Er rührt zweifellos auch daher, daß manche Hausbesitzer ihre Ladenräume einfach kurzfristig vermieten, um sie nicht ganz leer stehen zu lassen. Zwischen den vorübergehend aufgeschlagenen Geschäften und den seßhaften herrscht freilich kein großer Unterschied. Heute ist nichts mehr niet- und nagelfest, und zahlreiche Ausverkäufe gelten der endgültigen Räumung.

Ein vergängliches Gewimmel, dessen power-Be Bestandteile sich erst nach und nach dem Passanten einprägen. Wahrscheinlich hängt mit der Tatsache, daß diese Gegend die Wahlheimat der Filmbranche ist, die erstaunliche Häufigkeit photographischer Geschäfte zusammen. Sie behaupten allerdings nicht allein das Feld, sondern müssen immer wieder die Nachbarschaft von Rundfunkläden erdulden. Vermutlich erklärt sich ihre Anwesenheit daraus, daß Auge und Ohr einander verschwistert sind. Wie volkstümlich das Radio schon ist, beweisen die schwierigen technischen Beschreibungen, die neben den schwarzen oder braunen Kästen im Schaufenster liegen. Junge Burschen überfliegen die Texte mit einem fachmännischen Verständnis, das sie den politischen Ereignissen offenbar nicht entgegenbringen. Sonst wäre die Politik bei uns anders, und die Lautsprecher überwögen nicht so. In ihrer Nähe befinden sich einige Geschäftchen, die mit sicherem Instinkt aus irgendeiner Passage hervorgekrochen zu sein scheinen. Sie sind schmal und tief und verbergen sich hinter einem langwallenden Gewand aus Ansichtspostkartenstreifen, das aber nur dazu dient, auf ihre Blößen nachdrücklich aufmerksam zu machen. Denn mitten unter den Straßenperspektiven Berlins zeigen sich schon in der Auslage Bilder, die das Liebesleben betreffen, und ein Schild lädt die Freunde »sexualwissenschaftlicher Werke« höflich zum Betreten des Inneren ein. Wo die Gedanken sich der Liebe zuwenden,

sind Friseurläden gemeinhin nicht weit. Die Wachspuppen, mit denen sie prangen, wirken, der Lage entsprechend, längst nicht so vornehm wie ihre Schwestern am Kurfürstendamm, tragen jedoch immerhin ausgedehnte Frisuren nach der vorletzten Mode. Zum Glück bleiben sich die Schlager überall gleich, in welchem Stadtviertel man sie auch trällert. Der aus dem Charell-Film: DER KONGRESS TANZT hat sich anscheinend besonders stark ausgebreitet. »Das gibt's nur einmal – das kommt nie wieder«: so preist ein Zigarrengeschäft eine preiswerte Zigarre an, und es ist, als höre man die Harvey selber diese gefühlselige Strophe singen.² Im Film kommt der Vers leider immer wieder.³ Die betreffende Zigarre mag in einem der vielen Cafés ringsum erfreulich munden. Eines dieser Beisels, das außerordentlich herabgekommen aussieht, hat sich die Bezeichnung: »Bürgerliches Café« zugelegt; was hoffentlich keine Anspielung sein soll. Andere weisen auf ihre Kojen hin und erregen damit sexualwissenschaftliche Vorstellungen, die vermutlich dem Besuch förderlich sind. Seiner Steigerung dienen mitunter auch eigene Attraktionen, zu denen etwa der ungarische Eisenkönig⁴ gehört. Den Photographien nach zu schließen, biegt er Eisenstangen im Nu und ist überhaupt einer jener starken Männer, die man hierzulande so innig ersehnt.

Es ist Mittag, die Läden wirren sich ineinander, und der Lärm der Autos und Omnibusse reißt nicht ab. Mit einem Male ertönt auf der Straße Musik. Zwischen Ansichtskarten, Zigarren und Frisuren steigen Lieder empor, die vielleicht zum Wald oder zu abgelegenen Hinterhöfen passen, aber nicht hierher in dieses geschäftliche Zentrum. Sie werden von Geigen und Gitarren begleitet und behaupten sich so unbekümmert, als sei niemand außer ihnen vorhanden. Die Spielenden könnten Studenten sein; jedenfalls sind sie ordentlich gekleidet und haben unverarbeitete Gesichter,⁵ deren rosige Farbe allerdings mehr die Folge der Kälte als guter Ernährung ist. Wie verschlagene Fremdlinge stehen sie auf der südlichen Friedrichstraße und musizieren von Treue, Heimat und Glauben – lauter schmachtende Volksmelodien, zu denen Dorfblinden rauschen sollten, aber nicht Lastfuhrwerke und Taxis. Um den kleinen Trupp herum harren zufällige Passanten: Arbeiter, Frauen mit Körben, Zillekinder⁶ und unbestimmbare Männer. Sie regen sich nicht, sie lauschen wie angewurzelt den Liedern und starren immerzu auf die spielende Schar. Es ist, als fühlten sie sich in eine sonntägliche Landpartie hinein-

versetzt. Während sie draußen wandern oder auf der Wiese liegen, kommen ihnen dieselben jungen Menschen entgegen, die jetzt hier singen. Vergessen sind die Läden und Sorgen, die Natur mit ihren Wandervögeln ist mitten in die Stadt eingerückt ...

Der Gesang bricht ab, und eine Stille folgt, in der auch das Getöse des Wagenverkehrs erlischt. Niemand weicht von der Stelle, das Pflaster duftet wie Gras. Mitten im Schweigen bröckelt einer aus der Gruppe und geht mit vorgehaltenem Hut herum. Durch diese Bewegung wird aber der Zauber sofort zerstört. Die Autobusse fahren weiter, die Wachspuppen tauchen aus der Versenkung auf, die Ansichtskarten kehren wieder ins Leben zurück. Stumm und ohne etwas zu geben, verziehen sich die Passanten. Ihr kurzer Traum ist zerronnen.⁷

(FZ vom 14. 1. 1932)

1 Der am südlichen Endpunkt der Friedrichstraße als »Rondell« angelegte Platz wurde 1815 nach der Schacht bei Waterloo in »Belle-Alliance-Platz« umbenannt (seit 1946 Mehringplatz). Neben der 1843 in Gemeinschaftsarbeit von Baurat Christian Cantian und dem Bildhauer Christian Daniel Rauch errichteten Friedenssäule wurden 1876 für den Platz vier allegorische Marmorgruppen von den Bildhauern Ferdinand August Fischer, Julius Franz und Heinrich Walger angefertigt, die die Siegermächte (England, Hannover, Niederlande, Preußen) symbolisieren sollten. Die Marmorgruppen wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört.

2 Im Typoskript (KN): »[...] als höre man die Harvey diese verführerische Strophe immer noch einmal singen.« Der Schlager »Das gibt's nur einmal« wurde von Robert Gilbert und Werner Richard Heymann für den Film *DER KONGRESS TANZT* (Erik Charell. DE 1931; siehe *Werke*, Bd. 6.2, Nr. 622) komponiert, in dem Lilian Harvey (1906-1968) an der Seite von Willy Fritsch (siehe Nr. 678, Anm. 1) die weibliche Hauptrolle spielte.

3 Im Typoskript: »Im Film selber wiederholt sie den Vers leider zu oft.«

4 Gemeint ist der aus Polen (nicht aus Ungarn) stammende jüdische Artist Siegmund Zische Breitbart (d. i. Sische Chajim ben Jizchak Halevi; 1893-1925), der in den zwanziger Jahren als »stärkster Mann der Welt« und »Eisenmann« bekannt wurde. Seine berühmteste Nummer war »Der lebende Steinbruch«, in der er Eisenketten mit den Zähnen zerbiß.

5 Im Typoskript: »anständig gekleidet und haben nette Gesichter«.

6 Zu Heinrich Zille siehe Nr. 414, Anm. 4.

7 Im Typoskript: »Ihr kurzer Traum ist zerronnen, und das Elend erscheint ihnen nur um so größer.«

624. Seelenruhig

In den Detektivromanen, die ich lese, treten mitunter Mordinstrumente auf, deren Konstruktion äußerst geistreich ist. So entsinne ich mich eines Verbrechens, das mit Hilfe eines Blasrohres begangen wurde, aus dem der Mörder eine vergiftete Nadel auf sein Opfer schoß. Vermutlich wäre die Untat nie entdeckt worden, wenn nicht ein besonders fähiger Detektiv eingegriffen hätte.¹ Aber zum Glück sind solche Detektive in den Detektivromanen immer zur Stelle, und das jeweilige Verbrechen wird überhaupt nur darum möglichst geschickt inszeniert, damit sie ihren Scharfsinn in ein helles Licht setzen können. Von einer sehr raffiniert ausgedachten Waffe las ich erst kürzlich in folgendem Zusammenhang: Ein Mann dringt in das Laboratorium eines Erfinders ein und reißt dessen Pistole an sich, um ihn zu töten. Der Erfinder – er ist der edle Held des betreffenden Romans – bleibt stillvergnügt sitzen und warnt seinen Gegner davor, den beabsichtigten Gebrauch von der Pistole zu machen. Der richtet ungeachtet der Warnung die Waffe auf den Erfinder, drückt ab und – erschießt sich selber. Die Pistole entlud sich nämlich nicht wie andere ihresgleichen nach vorne, sondern nach rückwärts. Ich füge nur noch hinzu, daß der Erfinder in aller Heimlichkeit auch für eine kinematographische Aufnahme des Vorgangs gesorgt hatte, mit der er später sonnenklar seine Unschuld bewies ...

Bei der Lektüre dieser Romane habe ich allerdings bisher nie die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß ihre Angaben der Wirklichkeit unseres Lebens entsprächen. Im Gegenteil, ich hielt sie für Erzeugnisse einer mehr oder weniger strotzenden Kolportage-Phantasie und ließ mich desto lieber von ihnen spannen, je ungebrochener ich der Überzeugung war, daß sie um der Spannung willen die Wahrscheinlichkeit opferten. Und jene merkwürdigen Waffen schienen mir nur märchenhafte Requisiten zu sein, die im Interesse blendender Effekte den Mördern oder Detektiven in die Hände gedrückt worden waren.

Nun stellt sich leider heraus, daß ich in einem Irrtum befangen gewesen bin. Es gibt diese Waffen, und sie existieren nicht allein in den Detektivromanen, sondern führen eine Alltagsexistenz, die schlechterdings unbezweifelbar ist. In einem Schaufenster des Berliner Zentrums hängt ein

Taschenbleistift, der so harmlos aussieht wie andere Bleistifte auch. Ein schöner schwarzer Bleistift, mit einer Spitze zum Herausschrauben und einer Klammer, die der Befestigung in der Rocktasche dient. Niemand merkt ihm an, daß er nur ein unfrommer Trug ist, und doch wird er zu gefährlicheren Zwecken als zum Schreiben benutzt.

Er ist ein Betäubungsinstrument und nennt sich »*der schießende Bleistift*«. Die neben ihm befindliche Gebrauchsanweisung verrät, daß er Tränengaspatronen enthält, mit denen man einen Angreifer ein paar Minuten lang kampfunfähig machen kann. Man braucht nur auf ein Knöpfchen zu drücken, und gleich zischt das Tränengas aus der Hülse hervor. In der Tat ist ein unauffälliges Knöpfchen am Bleistiftlauf angebracht, dem ich freilich nie die Funktion zugetraut hätte, die es in Wahrheit erfüllt. Es erweckt viel eher den Eindruck, als bewirke es den Nachschub neuen Graphits. Nachdem die Gebrauchsanweisung das Verfahren beschrieben hat, kommt sie auf die Vorteile dieser Verteidigungsmethode zu sprechen und stellt enthusiastisch fest: »Mit dem schießenden Bleistift bewaffnet, kann die brave Geschäftsfrau seelenruhig auch den unheimlichsten Kunden hinter dem Ladentisch bedienen.«

Seelenruhig – ich sehe die brave Geschäftsfrau mutterseelenruhig allein im Laden und auf der Theke in Reichweite den schießenden Bleistift. Es will Abend werden, und sie fertigt noch einen letzten Kunden ab. Sein Äußeres ist furchterregend, aber sie fürchtet sich nicht im geringsten, sondern nimmt wie im Spiel den Bleistift zur Hand. Kaum macht der Kunde die erwartete verdächtige Bewegung, so sinkt er auch schon betäubt nieder. Die brave Geschäftsfrau alarmiert dann seelenruhig die Polizei, die in dem Kunden einen lang gesuchten Kunden entdeckt. Das alles hat der schießende Bleistift getan.

So wenig er die Ausgeburten eines Detektivromanschreibers ist, ebenso wenig schwelgt die Gebrauchsanweisung in erfundenen Szenen. Ihr Text enthüllt vielmehr drastisch die Zeit, in der wir das Vergnügen haben zu leben. Mit einer Selbstverständlichkeit, die erschüttert, setzt er voraus, daß heute die unheimlichen Kunden unter uns umgehen und ein schießender Bleistift nicht minder notwendig ist als das Brot oder der Schlaf. Jedermann sein eigener Tränengaserzeuger, sagt dieser Text, denn überall kann ein Angreifer lauern, gegen den wir chemisch gerüstet sein müssen. Die Straßenschlachten, Überfälle und Einbrüche sind zur Alltäg-

lichkeit geworden, die Detektivromane spielen mitten in der normalen Wirklichkeit. Empfänden wir noch das Außerordentliche dieses Zustandes! Aber wir haben uns bereits so an ihn gewöhnt wie an die Ernährung im Krieg. Und vielleicht meint die Gebrauchsanweisung nicht zu Unrecht, daß wir sofort seelenruhig sein werden, wenn wir nur im Besitz schießender Bleistifte sind.

Ein Bedenken kann ich allerdings dabei nicht unterdrücken. Es ist anzunehmen, daß sich auch die Kunden dieser Bleistifte versichern, und dann werden die braven Geschäftsfrauen wieder das Nachsehen haben. Eine Garantie für Seelenruhe gibt es jedenfalls nicht.

(FZ vom 22. 1. 1932)

1 Gemeint ist der Detektiv Arsène Lupin in Maurice Leblancs Roman *L'aiguille creuse* (1909); zu Kracauers Rezension siehe Nr. 261.

625. Kinder-Kunst

Im Lichthof des *Kunstgewerbemuseums* sind zur Zeit die Ergebnisse des *Zeichen- und Werkunterrichts* an einigen Berliner *höheren Schulen* zu besichtigen.¹ Auffällig ist, daß sich unter den vielen Schwarzweißblättern und Aquarellen, deren Urheber im hoffnungsvollen Alter zwischen 10 und 20 Jahren stehen, nur vereinzelte Arbeiten finden, die unmittelbar nach der Natur skizziert zu sein scheinen. Nicht so, als ob sie ungenständlich wären; aber sie sind auch keine Nachbildungen. Wenn ich an meinen eigenen Zeichenunterricht vor dem Krieg zurückdenke – wir gingen, was damals als großer Fortschritt erachtet wurde, mit dem Feldstühlchen, dem Skizzenblock und dem Farbenkasten ins Freie hinaus und schufen dann angesichts eines malerischen Häusergewinkels, einer Baumgruppe oder eines Kirchturms möglichst wirklichkeitstreue Gebilde. Die Verkürzungen mußten stimmen, die Schatten genau konturiert sein, und wer gar Laubwipfel plastisch herausbrachte, galt schon beinahe als Künstler. Es waren richtige Beutezüge, die wir mit dem Lehrer gemeinsam unternahmen. Und die Naturfragmente, die wir auf ihnen nach und nach eroberten, verwahrten wir sorgfältig in unseren Mappen wie in Herbarien.

Sehe ich recht, so hat man sich inzwischen auch im Zeichenunterricht von der Anpassung an die Gegebenheiten immer mehr emanzipiert. Gewiß, die Stoffe sind zum Teil die alten geblieben, und es fehlt nicht an Stilleben, Brücken, Häfen und zoologischen Gärten. Ja, die Inventaraufnahmen sind sogar ausgedehnter als früher, begreifen sie doch außer der unbelebten Natur Porträts und Menschengruppen mit ein. Aber der Akzent ist gründlich verändert. Er ruht jetzt weniger auf der exakten Beobachtung irgendwelcher Vorlagen als auf dem *freien Hantieren* mit dem optischen Material. Statt daß das Anschauungsvermögen des Kindes von vornherein in bestimmte Bahnen gelenkt wird, erhält es, dem allgemeinen Wandel der pädagogischen Einstellung entsprechend, hinreichend Spielraum zur ungestörten Selbstentfaltung. Die Eigenkomposition überwiegt daher bei weitem den zufälligen Bildausschnitt, und Phantasie-Montagen behaupten sich vor den Nachahmungen der Objekte. So tauchen Henri-Rousseau-Landschaften² auf, zusammengestellte Gegenstände wirken wie ornamentale Arrangements, und das Figürliche trägt fast durchweg einen formelhaften Charakter, der nicht vom Urbild entlehnt ist. Oft wird die Dingwelt um beliebiger Raumkombinationen willen ganz preisgegeben oder sinkt doch zum Anlaß eigenwilliger Erfindungen herab. Landkarten und Städtepläne gehen in Dekorationen über, und durch manche Entwürfe schimmern die ursprünglichen Motive nur noch undeutlich durch.

Es ist zweifellos besser, die kindliche Phantasie zu selbständigem Wachstum zu ermutigen, als sie künstlich zu biegen und pressen. Allerdings sind dieser neuen Unterrichtsmethode Grenzen gezogen, deren man sich gerade in der Ausstellung bewußt wird. Denn das gezeigte Bildmaterial verrät unzweideutig, daß die Pädagogen den jugendlichen Schaffensdrang nicht nur um seiner selbst [willen] gewähren lassen, sondern ihn auch darum begünstigen, weil es ihnen an einer verbindlichen Haltung gebricht. Hätten die Erwachsenen eine Lehre, nach der sie zu lehren vermöchten, so zögen sie es vermutlich vor, die Kinder behutsam zu leiten, statt ihnen das Feld mehr oder weniger zu räumen. Aber aus der *Not der Erwachsenen* wird heute unversehens die Tugend der Kinder. Man begnügt sich nicht damit, sie als Geschöpfe zu begreifen, die sich auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung befinden, behandelt sie